Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 15. Posen, den 13. April. 1884.

Blaue Augen.

Novellette von N. Ynot.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

So war es Mai geworden. Ein heller, sonniger Frühlingsnachmittag lag über der Stadt und den Wäldern und Feldern ringsum, als ich, das Herz voll glückseliger Lust, nach meinem kleinen Junggesellenheim eilte, um später nach der Villa zu wandern. Ich fand es natürlich, daß die Sonne so goldig schien, der Himmel so blau strahlte und die ganze Stadt so festlich aussah; war doch heute ihr Geburtsfest! Mußte ich da diesen Tag nicht lieben, und mit mir Himmel und Erde? In aller Frühe hatte ich ihr einen großen Strauß der duftendsten Rosen gesandt, da mein Beruf mich verhinderte, selbst zu ihr zu eilen. Aber jetzt durfte ich zu ihr, und wenn sie mir dann auf dem schattigen Kieswege entgegen eilte, dann wollte ich ihr sagen — o Alles, Alles, wovon mein Herz so voll war! — In meiner Wohnung angelangt fand ich einen Brief meines Vaters vor — ich hatte seine Anwesenheit fast vergessen — in welchem er mich aufforderte, sobald es meine Zeit erlaubte, nach der Villa zu kommen. Es hätte dieser Worte nicht bedurft, denn ich nahm mir kaum die Zeit, meinen Anzug zu wechseln, so sehr trieb es mich hinaus zu ihr.

Als ich an der Gitterthür stand mit erhitztem Gesicht, hoch aufathmend nach dem eiligen Marsch und den schattigen Laubgang hinabblickte, da begann freilich sich ein banges ängstliches Gefühl in das frohe, sehnsüchtige Klopfen meines Herzens zu mischen, aber ich kämpfte es nieder. Ich wußte es ja, daß sie mich liebte, ich hatte es tausend und tausend Mal in ihren strahlenden Augen gelesen. Aber den Laubgang entlang blieb es still. Sie flog mir nicht entgegen, wie ich es mir ausgemalt, und so mußte ich wohl endlich eintreten. Sie war gewiß drinnen bei der Mutter und horchte hinaus auf meinen Schritt. So eilte ich zu der Villa an Tyras vorbei, der noch immer an seinem gewohnten Platz an der Kette lag, jetzt aber nur noch ein wenig mit den Augen zu mir hinüber blinzelte und mit dem Schwanz wedelte, ohne sich in seiner Siesta stören zu lassen.

Im Vestibül trat mir die Magd entgegen und berichtete, die Herrschaften seien hinten im kleinen Pavillon. Als ich dann durch die verschlungenen Gänge schritt, tönten mir fröhliche Stimmen und helles Lachen entgegen und gleich darauf sah ich sie. Da stand Fanny's Mutter und mein Vater Arm in Arm, aber ich hatte nicht Zeit, darüber nachzudenken, denn dort stand Fanny in ihrer ganzen schlanken Jungfräulichkeit. Gabriel war auch bereits dort; der Glückliche, ihn hinderte kein Amt! Sie schienen Alle lebhaft mit einander zu sprechen und mein Vater strich mit der Hand sanft über Fanny's braunes, glänzendes Haar. Da wandte sie den Kopf und erblickte mich. Schnell machte sie sich los, eilte auf mich zu und mir die Hände entgegenstreckend rief sie: „Bertholb, vielen, vielen Dank für die schönen Blumen." Dann zog sie mich mit sich fort zu den Andern.

„Wir haben eine Ueberraschung für Dich, Berthold," sagte mein Vater, während ich der Herrin des Hauses die Hand küßte.

„Ja, eine freudige Ueberraschung, Berthold," rief nun auch Fanny, und mir zitterte das Herz bei dieser vertraulichen Anrede, die ich seit unserm Abschied vor vier Jahren nicht mehr vernommen. Und Alle sahen sie so glücklich aus, wie sie da vor mir standen, und dann sprachen sie auch Alle auf einmal, und der Vater umarmte mich, und Fanny's Mutter, die nun auch meine Mutter werden sollte, küßte mich auf die Stirn. Dann berührte ich mit meinen Lippen leise Fanny's Wange, die mich lächelnd „Bruder Berthold" nannte, um dann in Gabriel's Arme zu eilen. Dann fragten sie mich Alle, ob mich das nicht überrascht und erfreut habe, und ich versicherte, daß ich sehr glücklich sei, die liebsten Menschen auf Erden so plötzlich die Meinen nennen zu dürfen! Wir gingen in der Abenddämmerung durch die verschlungenen Wege, die beiden Paare und ich allein. In meinem Hirn sah es wüst aus und in meinem Herzen herrschte nach der seligen Hoffnungsfreudigkeit des Tages jetzt öde Leere. „Schwester Fanny, Schwester Fanny," wiederholte ich ein über das andere Mal in meinen Gedanken, doch über meine Lippen wollte das Wort nicht, das Wort, das mit einem Schlage mein Lebensglück vernichtete!

Wir saßen zusammen bei Tische. Die Gläser klangen hell an einander und ich war der heiterste von Allen, ich sprach am meisten, lachte am lautesten und leerte am häufigsten mein Glas. Bisweilen traf mich ein verwunderter Blick der — neuen Mutter oder des Freundes — so hatten sie mich noch nie gesehen! Fanny aber bemerkte mein verändertes Wesen gar nicht, so selten nur traf mich ein Blick ihrer tiefen Augen und auch dann nickte sie mir nur lachend zu und rief: „Bruder Berthold."

Dies Wort durchzuckte mich mit stechendem Schmerz, daß ich unwillkürlich mit der Hand nach dem Herzen fuhr. „Was hast Du, Berthold?" fragte mein Vater; ich leerte statt aller Antwort lachend mit einem Zuge mein Glas. — Endlich, endlich waren wir auf dem Heimwege und schritten nun auf der Chaussee im bleichen Licht des Mondes neben einander her. Die beiden Glücklichen, mein Vater und Gabriel plauderten allerlei mit einander; ich ging schweigend neben ihnen her, den Hut tief in das Gesicht gedrückt. O, es war eine Wohlthat, den Ausdruck seines Gesichtes unbeobachtet zu wissen, und nicht fortwährend lächeln zu müssen, um nur die Thränen zu verhalten.

„Was hast Du eigentlich, Berthold?" fragten sie endlich Beide zugleich.

„O, nichts als ein wenig Kopfweh."

„Ja, ja, Du hast heut viel getrunken," sagte der Vater. „Aber laß nur mein Junge; an solch' einem Freudentage nimmt kein Mensch Dir das übel."

Wir trennten uns. Eine Stunde später versiegelte ich einen Brief, in welchem ich mich zur Annahme der mir gebotenen Stellung in der über fünfzig Meilen entfernt gelegenen Stadt bereit erklärte. Vor drei Tagen hätte ich nicht für den Besitz der ganzen Welt H. verlassen, jetzt war mir nur noch der eine Gedanke: „Fort, um Gottes Willen, fort!"

Bald reiste ich nach meinem neuen Wirkungskreise. Ich hatte nur selten noch in der kleinen rothen Villa vorgesprochen; mein Wesen war zerstreut genannt worden, doch meine Abreise diente mir stets und überall zur Entschuldigung. Als ich zum letzten Mal mit Gabriel der Stadt zuschritt, nachdem ich von der neuen Mutter und Schwester einen äußerlich höflichen, fast

heiteren Abschied genommen, fragte ich: „Wann wird Eure Hochzeit sein?"

„Im Herbst. Es wird ein doppeltes Fest, und Du kommst doch bestimmt, nicht wahr?"

„Wenn ich kann," war meine Antwort und nach langer Pause erst fragte ich wieder: „Und was hast Du für Pläne für die Zukunft entworfen? Welche Stellung denkst Du Dir bis dahin im Leben errungen zu haben, um ihr für alle Zeiten nach menschlicher Berechnung ein gesichertes Heim bieten zu können?"

Gabriel sah mich verwundert an, dann endlich brach er in ein helles Gelächter aus und rief:

„Wahrhaftig, Du bist noch immer derselbe Pedant wie vor Jahren! Ich hoffte schon, Du hättest Dir das ein wenig abgewöhnt. Nun aber, da Fanny demnächst Deine Schwester wird, will ich Dir, gutmüthig wie ich bin, ein wenig Recht zu dieser Frage zuerkennen und Dich zugleich beruhigen, indem ich Dir sage, daß das Baarvermögen, über welches ich augenblicklich verfüge, nicht ganz unbedeutend ist, obgleich ich in der letzten Zeit wohl ein wenig viel Ausgaben gehabt. Uebrigens ist ja aber auch Fanny nicht ganz unvermögend und bringt mir eine Summe zu, die im Verein mit meinem Kapital uns ein sorgloses Leben sichert. Was aber die Stellung, wie Du sagst, anbetrifft, so glaube ich dergleichen Firlefanz wie Titel und Orden nicht nöthig zu haben, um ein Frauenherz zu gewinnen, und Jede — ich meine Fanny — wird ebenso stolz und glücklich sein, als mein Weib einfach meinen schlichten Namen zu führen, als wenn ein Titel: Exzellenz oder dergleichen, davorstände."

Er hatte mit selbstbewußtem Stolz im Blick und Ton gesprochen und ich konnte ihm meine Bewunderung nicht ganz versagen, obgleich seine Worte mein Herz verletzten. Ich hätte ihm sicherlich beigestimmt, denn ich liebte gerade diesen Stolz an ihm — hätte er nur nicht von Fanny gesprochen, von meiner Fanny, deren Bild als Ideal der schönsten, hehrsten Weiblichkeit mein Herz einzig erfüllte, daß jeder Gedanke an sie fromm und heiß war, wie ein inbrünstiges Gebet. Wie hätte ich für sie gearbeitet und gestrebt, um sie mit Allem zu umgeben, was die Welt Schönes und Köstliches bietet. Ja, ich hätte die Sterne vom Himmel holen mögen, um sie zu ihren Füßen nieder legen zu können. — Und nun? Nun nannte sie mich Bruder, und Jenem, dem in seinem Glück Gedanken genug blieben, um das Vermögen zu berechnen, das sie ihm zubrachte, Jenem hatte sie sich an's Herz gelegt!

Wir waren lautlos neben einander hergegangen und erst an dem Punkt, wo unsere Wege sich trennten, blieben wir stehen. Ich ergriff Gabriel's Hand und sagte ohne jedwede Vermittelung: „Schwöre mir, daß Du ihr Glück stets höher halten willst, als das Deine!"

Da traf mich wieder solch' ein verwunderter Blick; er entgegnete mit demselben stolzen Ton wie vorher: „Ihr Glück ist untrennbar von dem meinen. Oder glaubst Du, sie würde, sie könnte glücklich sein mit dem Bewußtsein, daß ich es nicht bin?"

Ich wußte nichts zu erwidern. So rief ich ihm ein „Lebewohl" zu und bog in die Nebenstraße, in der meine Wohnung lag.

Als der Herbst kam und in H. an einem herrlich warmen, klaren Oktobertage die beiden Brautpaare eingesegnet wurden, als die Herbstsonne, die durch die hohen Bogenfenster fiel, goldige Strahlen durch den grünen Myrthenkranz und das braune Gelock Fanny's flocht, als sie an Gabriels Seite am Altar kniete, da stand ich hier allein in meinem Studirzimmer, die Stirn an die Scheiben gelehnt und starrte hinauf in den wolkigen dunklen Himmel, von dem der Regen in großen Tropfen niederfiel, um drunten in dem kleinen verwilderten Hausgarten die fast entlaubten Gebüsche zu peitschen. Meine Gedanken weilten in der sonnendurchstrahlten Kirche; mir war es, als hörte ich das Orgelspiel und den Gesang, — ein Sterbelied, mit welchem mein Lebensglück zu Grabe getragen wurde."

Der Gerichtsrath schwieg, eine Zeit lang die Augen immer groß und starr auf das von der Sonne hell bestrahlte Fleckchen an der Wand drüben geheftet. Endlich fuhr er fort:

„Dann kamen glückliche Jahre für die Beiden, während ich mein Dasein geduldig ertrug. Wenige Wochen, nachdem ihnen ein Töchterchen geboren, wurde auch mir ein Schwesterchen geschenkt. Wie erfreute mich diese Nachricht! Aber nach wenigen Tagen schon starb das Kind und die Mutter folgte ihm bald darauf. Der Schmerz über diesen Verlust machte meinen Vater mit einem Schlage zum Greise und zeigte mir, daß es auch außer mir noch unglückliche Menschen gab. Freilich, ich sollte dann das Unglück in allerlei Gestalt kennen lernen. Sechs Jahre mochten seit jenem einsamen Herbsttage vergangen sein, da traf mich, es war an einem stürmischen Novemberabend, die Nachricht von Gabriel's Tode. Es gelang mir noch an demselben Abend Vertretung in meinem Berufe zu finden. So reiste ich denn die ganze Nacht hindurch und gelangte am folgenden Morgen nach H., wo ich sofort seine Wohnung aufsuchte. Ich fand sie endlich in einer engen Straße in der dritten Etage. Dort, in einem Mansarden-Stübchen, trat mir Fanny entgegen, bleich und abgehärmt, daß ich sie wohl nicht wiedererkannt haben würde, hätten mir ihre Veilchenaugen nicht in dem alten Glanz und doch so todttraurig entgegengeleuchtet. Wir reichten uns nur stumm die Hände und als ich dann zögernd, leise Gabriel's Namen nannte, nickte sie nur müde mit dem bleichen Haupt und sagte: „Todt — — todt!" und wies auf die Thür des kleinen Nebenzimmers. Ich trat dort ein. Die Fenster waren weit geöffnet und der Zugwind blähte bei meinem Eintritt die dünnen Vorhänge weit auf. Fanny war mir nicht gefolgt; so stand ich denn allein an dem schmalen, harten Lager, auf dem der Todte lag. Ich lüftete das weiße Tuch, das über sein Gesicht gebreitet war, aber ich ließ es entsetzt wieder sinken. Ich trat an das Fenster. Mir war plötzlich, als sei die Luft in dem kleinen Zimmer beengt. „Armes, armes Weib," stöhnte ich, und als mein Blick dabei zufällig die Fensterscheibe streifte, schrak ich zurück vor den verzerrten Zügen, deren Bild sie zurückwarf. Einige Minuten später ging ich wieder in das niedere Wohnzimmer und setzte mich zu Fanny, die an dem Bettchen ihres schlafenden Kindes lehnte. „Das ist Ella," sagte sie leise, ohne den Blick zu mir zu erheben. Dann schauten wir Beide lange schweigend in das frische Gesichtchen der schlafenden Kleinen. Endlich fragte ich: „Wie hat es bis dahin kommen können, Fanny?"

Nun sah sie mich starr an und wiederholte meine Worte langsam: „Bis dahin!" und strich schaudernd mit der Hand über die Stirn. Dann erfaßte sie meine Hand und zog mich fort von dem Bettchen des Kindes bis in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers, wo ein Sammet-Divan stand, der von besseren Tagen erzählte. Dort saßen wir dann zusammen, während sie erzählte, langsam, abgebrochen und in dem Ton Eines, der im Schlafe spricht. Und ich hielt ihre Hand in der meinen und blickte tief in ihre brennenden, thränenleeren Augen. Ich glaube, sie sah mich nicht.

„Wir waren so glücklich, o so namenlos glücklich, wir Drei — Gabriel und ich und unsere kleine Ella. — Wir hätten es wissen sollen, daß es nicht immer so bleiben konnte — aber wer denkt im hellen Sonnenglanz wohl an die Schatten der Finsterniß? — — Da, vor einem Jahre, kam das erste Unglück; — wir verloren den größten Theil unseres Vermögens — unverschuldet. — Aber Gabriel wollte keine Einschränkung dulden — nicht seinet- nur meinetwillen. — So verloren wir auch den Rest. — Wir mußten das schöne große Haus verlassen — wir zogen hierher. — Als man uns dann aber auch hier das Letzte nehmen wollte, da konnte er die Noth nicht mehr mit ansehen, und er ging."

Und dabei preßte sie wieder die schmalen durchsichtigen Finger gegen die Stirn, als fühle sie selbst die kalte Mündung der Waffe, die ihn aus aller Noth befreit.

Ich konnte nicht sprechen; ich knirschte mit den Zähnen vor ohnmächtigem Grimme. Er war gegangen, und das schutzlose Weib, dem er vor Gottes Angesicht Treue und Liebe geschworen, ließ er allein zurück in der Bedrängniß des Lebens, allein mit dem unschuldigen Wesen, dem er den Vater raubte. Endlich hatte ich mich soweit gefaßt, um ein paar Worte sprechen zu können. „Aber Du wußtest doch, sagte ich, daß Du einen treuen Freund hattest, Fanny, der Alles hingegeben hätte mit

freudigem Herzen, um Dir zu helfen. Oder hattest Du den — Bruder Berthold — ganz vergessen?"

Sie schüttelte den bleichen Kopf mit den schweren, dunklen Flechten. „Ich hatte wohl einmal an Dich geschrieben, da ich nicht wußte, zu wem ich in unserer Noth meine Zuflucht nehmen sollte. Aber Gabriel fand den Brief und zerriß ihn. Dann küßte er mich und sagte: er wolle lieber hungern, als Almosen annehmen, und so müßte auch ich denken. Ich ließ mich auch darin von ihm leiten wie immer; ich hätte Dir auch jetzt gewiß nichts geklagt, wenn ich allein nur entbehren sollte — was liegt daran! — aber — meine Ella — unser Kind!"

Am nächsten Morgen geleiteten wir den Todten zu seiner letzten Ruhestätte. Als wir allein an dem frischen Hügel standen, da legte ich sanft meinen Arm um ihre Schulter, zog ihren Kopf an meine Brust und sagte leise: „Armes Weib, nun weine Deinen Schmerz aus am treuen Bruderherzen." Einen Augenblick ließ sie den Kopf da ruhen, dann hob sie ihn müde empor und mich mit den großen, brennenden Augen anschauend, sagte sie: „Weinen? Nein Berthold, für meinen Schmerz giebt es keine Thränen."

Von dieser Zeit an trat ich in meine Bruderrechte ein. Ich war ihre Stütze und ihr Trost, und ich sorgte für sie, wie wenn sie mein Kind gewesen wäre. Ich hatte vergebens versucht, sie zu einem Wohnungswechsel zu überreden, denn stets war ihre Antwort: „Nein, Berthold, laß uns hier. Hier sind wir oft noch so glücklich mit einander gewesen, und es läßt sich hier so schön von ihm träumen."

Wenn wir beisammen saßen und von ihm sprachen, dann glänzten ihre Augen so hell auf, wie einst in den glücklichen Tagen der ersten sonnigen Jugendzeit. Wie liebte sie ihn noch jetzt, nach Allem, was er ihr angethan, bis über den Tod hinaus! Gabriel hatte wahr gesprochen, ihr Glück war einzig in ihm und auch ihr Leben mußte mit dem seinen zu Grunde gehen. Sie starb aus Sehnsucht nach ihm, ihr Herz stand still, weil es nicht mehr an dem seinen klopfen durfte. Sie war nicht krank, sie fühlte keinerlei Schmerzen, sie wurde nur schwächer und schwächer.

Es war an einem warmen klaren Märztage. Ich hatte den Divan dicht an das Fenster gerückt und ihr ein möglichst bequemes Lager darauf zurecht gemacht. Da lag sie nun, die durchsichtigen, schmalen Finger in einander verschlungen, und schaute über die Dächer fort in den lichtblauen, sonnigen Himmel hinein. Da kam die kleine Ella mit der Wärterin vom Friedhof zurück und brachte der Mama ein Sträußchen Schneeglöckchen von dem Grabe des Vaters als ersten Frühlingsgruß. Fanny nahm die Blumen aus den kleinen Händen, küßte das Kind und sagte, den Kopf auf die Kissen zurücklehnend: „So, nun will ich mich zu Gabriel träumen," und dann mir die Hand reichend: „Habe Dank, Berthold, für all Deine Liebe. Nicht wahr, Du sorgst für Ella?" Dann schloß sie die Augen. Der schmerzhafte Zug um den Mund verschwand allmälig, und ein glückliches Lächeln verklärte ihr bleiches Gesicht. Ihre Athemzüge wurden leiser und endlich hörten sie ganz auf. Sie hatte sich zu Gabriel hinüber geträumt."

(Fortsetzung folgt.)

Um Ostern.

Kleine Skizzen von Ernst Leuthold.

I.

Kaisers Geburtstag und Frühlingsanfang.

Zwei kleine Buben gehen — nicht à la Klapphorn durch das Korn — sondern zur Schule. Und das ist auch nur in der Ordnung, denn es ist sieben Minuten vor acht Uhr am Morgen.

„Weißt de auch, was Uebermorgen ist?" sagt der Eine, ein fixes Kerlchen, das sein Tornister am Riemen in der Hand pendeln läßt.

Der Andere verneint durch Kopfschütteln und kaut seine Zehnuhrsemmel weiter.

„Na, das is Frühlingsanfang und Abends is Zappenstreich. Du, unse Köchin sagt immer Zappelstrich!"

Die Mittheilung bringt immer noch keine große Wirkung bei dem Gefährten hervor.

„Weißt de auch, warum Zappenstrich is? Meinste etwan, wegen den Frühlingsanfang?"

Nun scheint es dem Andern doch richtig, auch ein Wörtchen zu reden; es kommt ihm vor, als wolle der Kleine ihn „uzen."

„So dumm, des weiß doch jeder Schusterjunge. Wegen Kaisers Geburtstag!"

Nun, derselbe Gedanke, der den Geburtstag des Monarchen mit dem „Erwachen des Lenzes" in eine Kombination bringt, wird auch von weniger kindlich einfältigen Gemüthern, als unsere beiden Buben eifrig ausgesponnen. Er giebt doch einen unleugbar schön klingenden Titel für ein Feuilleton, und ist gewissermaßen die Vorstufe zu dem anderen, das auch, gleich dem seligen Mädchen aus der Fremde, mit jedem jungen Jahre wiederkehrt: „Ostern — das Frühlingsfest unserer Ahnen!" — Die armen Redakteure sehen mit resignirtem Blick auf den Stoß poetischer Apostrophen, von berufenen Dichtern und solchen, die es werden wollen, eingesandt; „ohne Anspruch auf Honorar", wie zur Empfehlung manchen beigeschrieben ist. Daß so viel echte Empfindung und patriotischer Schwung der Verse in jenen fürchterlichen Abgrund sinken muß, der im gewöhnlichen Leben „Redaktionspapierkorb" heißt; nur weil hier und da ein Reim nicht recht stimmt, ein Hiatus nicht vermieden, und die Cäsur aus Versehen an das Ende des Verses gerückt ist! Nun, wenigstens ist der Trost vorhanden, daß aus der Asche jener Blätter, die im Ofen verglühen, so und so viele „Phönixe" erstehen, die nach Jahresfrist wieder lustig angeflattert kommen und „weniger auf großes Honorar, als auf gute Behandlung sehen."

Und ebenso sicher kann der vielgeplagte Mann am Redaktionstische auf die Ankunft der Schnepfen rechnen, die er doch nicht schießen wird, als auf die Ankunft von so und so vielen „Oster-Novelletten."

Diese ad hoc geschriebenen Erzählungen werden nach und nach zu einem gewissen Sport, und das kirchliche Fest ist kein rechtes, an dem das P. T. Publikum nicht auch seine Zahl von rührenden Geschichten in den Wochen- und Tageschriften liest, bei denen es sich schließlich immer um die Vereinigung der Liebenden handelt, die das liebe Fest zusammengeführt hat, oder um den verlorenen Sohn, oder die todt geglaubte Tochter, welche anläßlich des Festes den Ihrigen wiedergeschenkt werden. Das Publikum ist auch so daran gewöhnt, daß es seine Festgeschichte verlangt und empfindlich wäre, brächte „sein Blatt" das Verlangte nicht.

Die geehrten Einsender aber erhalten zu 99 Prozent ihr „Werk" wieder, mit dem Bemerk daß „zu großem Bedauern augenblicklich kein Platz für novellistische Erzeugnisse vorhanden, die Redaktion außerdem seit Pfingsten vorigen Jahres mit Oster-geschichten versehen sei."

Aber wir sind von unserem Ziele abgekommen und lesen schon die Ostergeschichte, dieweil wir vom Frühlingsanfang plaudern wollten. Die Frühlingsparade zu Kaisers Geburtstag! Ei das klingt, und elektrisirt mit seinem prächtigen Rhythmen. Aus uns Allen hat die Heeresverfassung Soldaten gemacht. Sehen Sie, sogar die jungen Damen dort! Sie möchten der Musik nicht nachgeben, es ist nicht chic im Takte zu marschiren, aber es geht doch nicht anders: im hüpfenden Schritt setzen sie die Füßchen nieder; es summt auch wohl gar eine oder die andere die Melodie mit; was doch noch viel weniger chic ist.

Aber patriotisch sind unsere Damen. Oder glauben Sie, daß diese hübschen neuen Hüte, diese allerneusten Umwürfe, oder Jaquettes nur dem Frühling zu Ehren die Trägerin schmücken, oder doch wenigstens schmücken sollen; denn über die

Schönheit des hochmodernen, neuesten Kleidungsstückes ist die Besitzerin nicht immer gleicher Meinung mit dem unbefangenen Beschauer. O nein, wenn nicht die Pflicht der Patriotin geböte, der Parade auch in grande tenue — die Ausdrücke der deutschen Heeressprache sind eben noch französische — beizuwohnen, dann — — wären die schönen neuen Sachen wohl erst acht Tage später gekauft worden, wenn nach dem Quartalsersten ja so wie so wieder Fluth ist in der Kasse von Männern und Vätern.

* * *

II.

Ostereier.

Fürchten Sie nichts! Es ist kein Attentat geplant; es harrt Ihrer keine Untersuchung über das Osterei als solches; keine ethischen Betrachtungen, keine historischen Schlußfolgerungen sollen auf Sie einwirken. Und ich beabsichtige auch keine Erzählung „vom Verfasser der Ostereier“ vom Stapel zu lassen.

Das Osterei, das wir in den Läden der Porzellanhändler und Konditoren sehen, das als Attrappe in den Galanteriewaarengeschäften prangt und das die Bindekunst unserer Gärtner herstellt, ist doch wesentlich Luxusgegenstand. Das Osterei unserer Tage, sofern es nicht den Kindern zum sofortigen summarischen Verfahren gewidmet ist, zählt zu den kleinen Aufmerksamkeiten, die keine Geschenke sind. Die junge Frau hat sich für den Bord am Kaminofen oder für den Vertikow schon längst ein paar neue Nippes gewünscht, die unter dem populären Namen „Kinkerlitzchen“ in der Familie bekannt sind. Am Ostermorgen sieht sie in ihrem Zimmer wirklich etwas Neues: ein rosenbekränztes Ei, aus dem ein allerliebster Schelm mit Pfeil und Probepfeil hervorlugt. Man wird mir zugeben, daß eine solche Auffassung des Ostereies weder christlich noch germanisch ist, aber das Ding ist niedlich und erfüllt den bestimmten Zweck und ist — ein hübscher Luxusgegenstand.

„Aber wo kommt denn das her?“ fragt die Ueberraschte.

„Der Osterhase hat's mitgebracht.“

„Nun, dann hat der Osterhase Geschmack bewiesen: er möge so fortfahren!“

Die Phantasie unserer Industriellen hat aus dem Symbol der Auferstehung alles Mögliche gemacht, und die Zahl der Attrappen, die in der Gestalt eines Eies mehr oder minder sinnige und unsinnige Ueberraschungen enthalten, ist enorm. Und man braucht nur die Straßen einer Großstadt entlang zu schlendern, um diese Behauptung bestätigt zu finden. In Berlin z. B. ist das Osterei entschieden die Parole des Tages, und in den Schaufenstern ist es, wohin man blickt, zu sehen; als selbständiger Ausstellungsgegenstand oder als Schmuck.

Am lieblichsten ist die Gestalt, die der Kunstgärtner ihm gegeben hat. Es ist ja richtig, die Mode ist eine Unnatur, welche die einzelnen, abgetrennten Blüthen zu Formen vereinigt, die dem Wesen der Blume ganz widersprechen. Von Rechtswegen sollen Blumen und Laub nur zum Strauße oder Kranze verbunden werden, und alle die Füllhörner, Kissen, Wagen, Schubkarren u. s. w. aus Blumen zusammengestellt, sind vom Standpunkte des gebildeten Geschmackes zu verwerfen. Aber die Herrscherin Mode hat über einen Zaubersaft zu gebieten, wie weiland Oberon. Was uns erst abscheulich, sinnlos, oft sogar nicht wohl anständig dünkte, spiegelt Tyrannin Mode uns nach kurzer Zeit als anmuthig, zweckmäßig und ganz respektabel vor. Wir sagen uns ganz richtig, daß ein Ei aus weißen Primelblüthen, oder Maiglöckchen oder Hyazinthenblüthen gebildet, ein Unsinn sei — aber als vollendete Thatsache finden wir es hübsch und, wenn wir uns einem gastfreien Hause verpflichtet fühlen und über das nöthige Kleingeld verfügen, kaufen wir, gegen das ästhetische Gewissen, den duftigen Tand — und sind gewiß, die Frau oder die Tochter des Hauses hat ihre helle Freude daran und fragt nicht danach, ob es auch gesetzmäßig schön sei oder nicht. Vom praktisch vernünftigen Standpunkte aus ist ja ein solider Blumentopf, der noch lange durch Blüthenfülle und Blätterpracht erfreut, eine viel angemessenere Spende — aber, einen Blumentopf zu schenken, wäre nach den Begriffen des guten Tones für einen Mann geradezu philisterhaft; und noch dazu zu Ostern. Es hätte dies auch mehr den Anschein eben eines Geschenkes, und wir wollen wohl für ein recht unnöthiges Nichtschen Geld ausgeben, aber nichts schenken. Nur für poetisch soll man uns halten! —

Und nun noch ein Wort von den echten, rechten, von Hühnern, Enten oder Puten gelegten Ostereiern, die in ungezählter Menge auf dem Ostermarkte ge- und verkauft werden. Wer in einer Gegend mit vorwiegend katholischer Bevölkerung lebt, die das sechswöchentliche strenge Fasten gewissenhaft ausführt, kennt nicht die święconka. Man sollte doch eigentlich meinen, das strenge Fasten hätte alle irdische Freude an kulinarischen Genüssen zerstört, und der Geruch der Heiligkeit sei gewissermaßen identisch mit aufgeweichtem Stockfisch und Salzhering geworden. Aber nein. Das wilde Thier im Innern ist durch den mehrwöchentlichen Genuß von sanftem Żur und glattem Leinöl nicht gesänftigt, der trichinenlose, gekochte Schinken, die duftenden Kuchen und die bunten Eier müssen für die ausgestandenen Leiden entschädigen. Und wie entschädigen! Die Aerzte wissen davon zu sagen, wenn sie die Besuche bei den Drittfeiertagspatienten machen. Denn von dem Ideal eines „Vierminuten-Eies“ sind diese Ostereier allerdings etwas entfernt.

Ihnen, meine geneigte Leserin, bringe das Fest das schönste Osterei. Sie sind ja viel zu vernünftig, um ernsthaft Werth darauf zn legen, aber — der Mensch freut sich doch. Uns Allen aber:

Ein fröhliches Fest.

Daß der Papst in Rom den Titel Pontifex führt, ist bekannt, nicht weniger auch, daß er diesen Titel von dem im republikanischen wie im kaiserlichen Rom eine wichtige Rolle spielenden Oberpriester, Pontifex Maximus, übernommen hat; wie dieses Wort aber, dessen etymologische Bedeutung „Brückenbauer“ ja klar ist, dazu gekommen ist, eine priesterliche Würde zu bezeichnen, war bis jetzt eine sehr schwierige Frage der römischen Alterthümer; gewöhnlich leitete man das Wort davon ab, daß das Kollegium der Pontifices verpflichtet gewesen sei, die älteste ehemals einzige hölzerne Brücke Roms (pons sublicius), zu erbauen und in brauchbarem Zustande zu erhalten; doch von einer einmaligen Handlung des Brückenbaues kann unmöglich das ganze Amt seinen Namen erhalten haben. Neuerdings hat Professor Helbig in Rom nun eine Vermuthung aufgestellt, die mancherlei für sich hat und die sämmtlichen Funktionen, welche das Kollegium der Pontifices hat, erklärt. Indem er auf die Gewohnheit des italienischen Urvolkes zurückgeht, die Hütten auf Pfählen innerhalb eines umwallten Raumes zu errichten (vgl. „Voss. Z.“ 1882 „die ältesten italienischen Ansiedlungen“) vermuthet er, daß diejenige Person, welche mit der jedesmaligen Anlage des Pfahlwerks betraut war, davon den Titel Pontifex führte. Es ist klar, daß einem derartigen Beamten zugleich eine priesterliche und richterliche Qualität innewohnen mußte, sie stehen ferner in engster Beziehung zu dem focus publicus (dem nachherigen Vestaheiligthum) und sie mußten zugleich, da die Anlage nach bestimmten Himmelsgegenden orientirt war, gewisse astronomische Kenntnisse haben. Darin wären die verschiedenen Funktionen, welche die Pontifices Roms in sich vereinigten, in nuce schon enthalten.

Was Alles eine Frau kann. Sie kann „Nein“ sagen und ihr Lebenlang dabei bleiben. — Sie kann auch „Nein“ sagen mit einer so sanften, süßen, schmeichelnden Stimme, daß es genau wie „Ja“ klingt. — Sie kann einen Bleistift spitzen, wenn Du viel Zeit und viele Bleistifte opfern willst. — Sie kann die ganze Nacht in einem Paar Schuhe tanzen, die ihr zwei Zoll zu kurz sind, und sich dabei auf's Höchlichste amüsiren. — Sie kann an dem Schaufenster eines Modewaaren-Magazins ohne Aufenthalt vorübergehen, — wenn sie sich zum Abgange eines Eisenbahnzuges verspätet hat. — Sie kann die halbe Nacht mit einem brüllenden Baby im Arm auf und ab wandeln, ohne auch nur den Wunsch zu äußern, den Schreihals zu morden. — Sie kann, ohne zu zucken, den Kuß ihres Mannes ertragen, — fünfundsiebzig Jahre nachdem die Hochzeit stattgefunden. — Sie kann liebend jahrelang Gleichgültigkeit und Vernachlässigung ertragen, die sie nach einem Beweis zarter Rücksicht augenblicklich vergißt, — wenn sie nicht nachträgt. — Sie kann in die Kirche gehen und Dir nachher die Toilette jedes andächtigen Frauenzimmers bis in's Detail beschreiben, in seltenen Ausnahmefällen sogar eine blasse Idee vom Inhalt der Predigt geben. — Sie kann ihrem Gatten wie eine Heilige in die Augen sehen, wenn er ihr irgend ein Kindermärchen über irgend einen unversäumbaren Klubabend aufbindet, ohne entfernt auch nur zu verrathen, daß sie weiß, welch' kolossaler Lügenbold er ist. — Sie kann sich einen halben Meter Wollenstoff in ihre anderthalb Stunden entfernte Wohnung schicken lassen, nachdem sie dem Händler für fünfhundert Mark Seidenzeuge durcheinandergeworfen und zerknittert hat, mit einer solch' liebenswürdigen Suade, daß der Eigenthümer des Geschäftes in seinem nichtsdurchbohrenden Gefühle von Bewunderung erfüllt wird. — Sie kann — doch was kann sie nicht? Sie kann Alles — mit einer Ausnahme, sie kann auf keinen Baum klettern und selbst hierfür soll es Ausnahmen geben.

Verantwortlicher Redakteur: C. Fontane in Posen.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (Emil Röstel) in Posen.